

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
„Südungarischen Lloyd“.

N. 7.

1884.

Ein Traum aus jungen Jahren.

Novelle

von

Schmidt-Weiskensels.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

„Sei nur still davon,“ herrschte Pauline ihre Schwester Rosa an und sprang heftig von ihrem Stuhl auf. „Räumt den Tisch ab. Was denkt Ihr denn, hier so lange müßig zu sitzen, indeß die Magd draußen mit dem heißen Wasser wartet, um das Geschirr abzuwaschen?“

„Paule! Paule!“ warnte Rosa schelmisch. „Bald wird die Frau Asmus so mit uns reden!“

Sie erhob sich, umschlang mit dem einen Arm Paulinen, mit dem anderen Sophie, welche eben die Teller ineinander stellte, und rief mit lächelnder Innigkeit aus:

„Wir wollen uns aber recht lieb haben, gelt?“

Und unwillkürlich küßte Sie die Andere.

„Onkel Ruthorth kann's vielleicht noch abwenden!“ sezte Rosa darnach noch in aufmunterndem Tone hinzu. „Er muß einmal Sturm auf den Papa laufen!“

Ruthorth hatte seine guten Beziehungen zum Pfarrhause beibehalten; er war sogar mehr als je der vertraute Freund der ganzen Familie geworden, seitdem Julie dieselbe verlassen. Der Pfarrer empfand etwas wie Bewunderung für den Mann, der so edelherzig ein großes Opfer gebracht, seinen aufrichtigsten Herzenswünschen entsagt, ein bedeutendes Kapital geschenkt hatte, um in idealer Gesinnung ein von ihm geliebtes Mädchen mit einem Anderen glücklich zu machen. Was hätte er in der Begeisterung für diese That nicht angeboten, um sich Ruthorth's würdig zu zeigen, von seiner Schuld der Dankbarkeit an ihn abzutragen!

Die Mädchen vollends schwärmten für ihn. In ihren reinen, empfänglichen Herzen hatte seine, von ihnen wohlverstandene Handlungsweise gegen Julie einen Enthusiasmus entzündet, der sich in kindlicher Unbefangenheit bei jeder Begegnung mit ihm äußerte. Auf der Hochzeit war Ruthorth unter den tiefempfundnen Wirkungen der Erkenntlichkeit und unter der von ihm so glücklich geförderten heiteren Laune der Dutzbruder Aller geworden. Das hatte Heinrich unter allgemeinem Jubel angeregt, der Pfarrer in darauf improvisirten Versen gleichsam gesegnet und Ruthorth in einer wahren Fluth von Fröhlichkeit der Anderen angenommen. Ein Gläserklingen hatte die große Kuffcene eingeleitet, welche den herzlich-feierlichen Akt abschloß. Julie war ihm wie eine Schwester an die Brust gestürzt, und er hatte die in ihrem Glücke strahlende Braut brüderlich umarmt; der Pfarrer hatte mit seinem gespitzten Mund dreimal das Siegel der unerbittlichen Freundschaft auf seine Lippen gedrückt und mit seinen mächtigen Armen ihn dabei so innig an sich gepreßt, daß Ruthorth beinahe der Athem vergangen wäre. Die drei Schwestern, die noch nie außer ihrem Vater einen Mann geküßt, hatten in heller Freude ihren Mund hingehalten, und die schelmische Rosa, das Kind, hatte nach seinen herzlich ausgehaltenen Küßen Sophien flüsternd in allem Ernst geschworen, sie ließe es selbst darauf ankommen, daß ihr nun ein Schnurrbart zur Strafe wüchse.

Für den Tag nach der Hochzeit, den das junge Ehepaar noch in Altenfelde bleiben mußte, hatte Ruthorth ein Fest auf Barkenau bestimmt. Die ganze Familie war hinübergefahren und Ruthorth hatte als Wirth sich von seiner lebenswürdigsten und gastreichen Seite gezeigt. Feine Weine und Champagner belebten die Stimmung der Gesellschaft bis zum Uebermuth, und der Pfarrer, der überhaupt ein flotter Gesellschaftler sein konnte, überbot sich in sein humoristischen Toasten und Stegreifdichtungen.

Und schau! Das Jüngste bewies mit einmal zur Ueberaschung Aller, daß es vom Geist des Vaters einen Antheil geerbt habe und dies in seinem jungen Köpfchen stark genug arbeite, um die kindliche, mädchenhafte Scheu zu überwinden. Sie trat wahrhaftig mit vollem Glas zu einer Rede auf und erklärte unter tiefem Schweigen und wonnuseeligem Lächeln der Gäste, daß der Dutzbruder Ruthorth von ihr und ihren Schwestern in aller Form Rechten zum Onkel erklärt werde.

Die Aufnahme dieser drohigen Erklärung des hocherglühenden Absehens war nicht minder jubelvoll als Tags vorher die Feier der Bräuterschaft. Der Gutsherr von Barkenau war fortan für die Töchter des Pfarrers von Altenfelde der „Onkel Ruthorth“.

Ueber all' dies war Ruthorth von aufrichtigster Freude erfüllt worden. Ohne eine störende, geheime Empfindung genoß er die Genugthuung, ein gutes Werk gethan zu haben. Er war aus einem Schwager von Juliens Schwestern deren Onkel, aus der Geliebten war ihm eine Freundin geworden. Daran beträubte ihn nichts, und es schlich sich nichts Bitteres in die neue Auffassung seines Verhältnisses zum Pfarrhause. Seine gesunde, bestimmte Natur ließ die Schwäche der Empfindelikeit nicht über sich kommen und krankhaftes Bellagen des Erfahrenen und Geschehenen nicht zu. Die nicht erwiderte Liebe zu Julie hatte ihm nicht eine Täuschung bereitet, die einen Stachel in seinem Herzen hinterließ. Sie beglückte ihn durch die reine Freude dessen, was er für das geliebte Mädchen gethan. Es war so besser, das gestand er sich ohne Verstimmung, wenn er an Julien dachte, die Heinrich's Weib geworden.

In alter Jovialität verkehrte er mit Freunden und Bekannten. Rührig wie immer besorgte er seine Geschäfte auf Hof und Gut; die Bauten wurden kräftig gefördert, neue Verbesserungspläne berieft er mit seinem Inspektor und Mühlenmeister. Ein Sonnenstrahl der Romantik war in dies geschäftliche Leben gefallen und hatte ihn ergötzt. Warum sollte er grollen darüber, daß er erloschen war? Der Genuß desselben war ihm doch als eine schöne Erinnerung geblieben.

Freilich, wenn er aus dem Fenster seines Zimmers im Gutshause über die weite Landschaft sah, aus welcher in der Ferne der lange, spitze Kirchturm von Altenfelde empvorrage, dann spann sich sein Sinn wohl manches Mal in die Hoffnungen ein, die ihm von daher gewinkt, oder die ihn vielmehr so oft dahin geführt hatten. Er fühlte dann nicht so sehr den Verlust derselben, sondern die Einsamkeit seines Daseins, die ihm nach dem Aufgeben der Hoffnungen größer als sonst und traurig erschien. Die erwachte Liebebedürftigkeit war nicht wieder schlummern gegangen — noch nicht, besaß sie auch keinen Gegenstand mehr, auf den sie verlangend sich richten konnte. Da war das große Gut nun, da arbeiteten Zimmerer und Schreiner auf dem Hofe, am Hause, am See; aber die rechte Freude daran, wie früher, hegte er nicht mehr. Jetzt schien es ihm, als sei dies Alles überflüssige Arbeit, unnütziges Mühen. Für wen denn? Für ihn allein? So nachdenklich war er in seinem Leben noch nicht darüber gewesen, ohne Familie zu sein, auf der ganzen Welt bei all' seiner Wohlhabenheit nicht einen Menschen zu haben, der ihm die seelische Ergänzung seines Daseins bedeute, kein Herz zu wissen, das ihm gehörte und ihm zu eigen sein wollte. Es war doch eine herbe Erfahrung mit Julien gewesen, insofern seine Ansprüche sich ihr gegenüber als zu hoch erwiesen hatten. Er kam in Zweifel darüber, ob er überhaupt noch verlangen könne, ob dies nicht das alleinige Vorrecht der Jugend sei. Ein Mann in Mitte der Vierzig ist nicht alt; bei geistiger Spannkraft ist er oft erst der vollkommene, in Harmonie all' seiner Eigenschaften gesezte Mann. Aber Julie, von der er als dem Ebenbild der Jugendgeliebten so mächtig und in so jugendlichem Sinne angezogen worden, hatte doch ohne Kampf ihn um Heinrich's willen aufgegeben. Das mußte ihm eine Warnung sein, und seine Eigenliebe wies sie nicht von sich. Trotzdem fragte er sich herausfordernd, ob er nun das Leben allein abzuwandeln bestimmt sei, ob er nicht mehr auf die Liebe eines Weibes hoffen dürfe, welche seinem Dasein erhöhten Reiz und höheren Zweck verleihe. In Gedanken ließ er alle die heirathsfähigen Mädchen vorüberziehen, die er außer Julien in den Familien der Gutsbesitzer der Umgegend und der kleinen Landstadt kennen gelernt hatte. Es war gewiß, daß sich wohl keins von diesen befinden würde, sein Weib zu werden, wenn er bestoegen anfrüge. Aber es war keins darunter, das danach zu fragen er sich aufgelegt fühlte.

„Dumme Gedanken!“ riß er sich aus solchem Sinnen. „Wer das Glück sucht, findet es nicht. Unerhofft muß es Einem begegnen.“

Die Keuigkeit, daß der Pfarrer Frau Asmus aus der Hauptstadt

zur Führung seiner Wirthschaft berufen habe, wurde ihm natürlich beim ersten Besuch mitgetheilt, den er wieder im Pfarrhause machte. Die drei Mädchen fielen damit über Onkel Ruthorth her, als erhofften sie von seiner angenommenen Bundesgenossenschaft noch eine Aenderung des väterlichen Willens.

„Nützlich hätte es doch Papa wahrhaftig nicht,“ stellte ihm Rosa mit großer Entschiedenheit vor. „Pauline führt ja das Hauswesen ausgezeichnet.“

„Ja, ganz musterhaft,“ bekräftigte Sophie, die über diesen Punkt ebenfalls ihre Meinung und ihre Auslassungen völlig in's Gegentheil von ehebem verändert hatte und absichtlich die sonst so viel geneckte Pauline vertwegen in's Gesicht lobte. „Vater kann doch nicht mehr verlangen. Pauline ist erst ein paar Wochen in der Uebung und es wird also immer besser gehen. Sie wird ein vortreffliches Hausmütterchen, wie unsere Julie, werden.“

„Das könntest Du wohl dem Vater vorstellen, Onkel Ruthorth,“ forderte ihn Pauline mit einem durch diese Schmeicheleien erhöhten Selbstgefühl auf. „Ich loche mit Liebe, wie es Papa bei jeder Waffersuppe zum Abendessen ansbedungen hat. Wie kann denn dies Frau Asmus fertig bringen, mag sie auch sonst so gut sein wie möglich?“

Ruthorth hörte lächelnd diese Ausbrüche des Herzeleids und der Eifersucht mit an.

„Ihr mögt also die Frau Asmus nicht?“

„Wir mögen sie wohl, aber nicht im Hause,“ antwortete Pauline.

„Wir wollen überhaupt keine Wirthschafterin,“ stimmte Sophie energisch ein.

„Ich kann sie schon gar nicht leiden, diese Wittwe,“ rief Rosa mit blinkenden Augen. „Seitdem wir sie erwarten und ihr Zimmer haben herrichten müssen, gab's keine frohe Stunde mehr. O, Onkel Ruthorth, wenn Du uns davor bewahren könntest!“

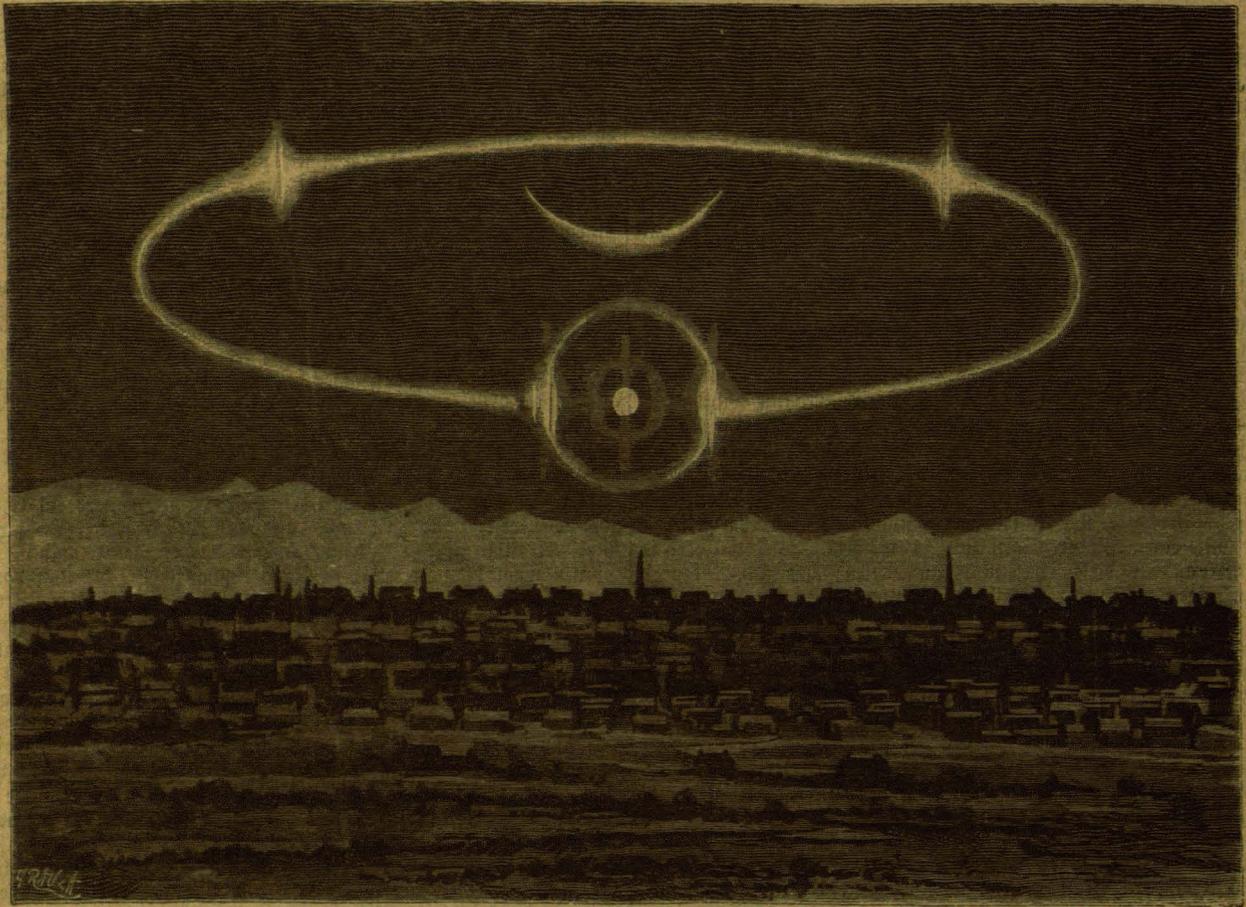
Nun, Onkel Ruthorth, der die Mädchen alle und die schelmische Rosa besonders lieb hatte, war schon bereit, auf ihre Seite zu treten und gegen Frau Asmus ein ungünstiges Vorurtheil zu fassen.

„Ihr könntet indessen manches Angenehme von der Anwesenheit einer tüchtigen Frau im Hause haben,“ gab er ihnen gleichwohl noch zu bedenken.

„Ach was Angenehmes!“ entgegnete Pauline. „Wir fühlen uns am wohlsten, wenn wir allein für uns bleiben.“

„Und wir mögen keine Fremde hier!“

„Und sie soll bleiben, wo sie ist!“ trumpfte die erbitterte Rosa



Nebennunde, gesehen in Denver (Colorado, Nordamerika). (S. 28.)

ihrer Sophie nach.

Ernsthaft nahm Ruthorth die Sache nicht auf; aber als er oben beim Pfarrer auf dem Sopha saß und aus einer von dessen langen Pfeifen behaglich den blauen Tabaksdampf in die Stube blies, kam er darauf zu sprechen und wurde dabei ein ziemlich eifriger Anwalt der opponirenden Mädchen.

Meubring hörte ihn ruhig an, und seine großen, scharfen Augen waren dabei mit einem eigenthümlich nachdenklichen, freundlichen Ausdruck auf Ruthorth gerichtet.

„Ein paar Tage, lieber Freund,“ mehrte er dann die vorgeführten Bedenken gegen eine Wirthschafterin überhaupt ab, „und die Mädchen werden sich mit ihr befreundet haben. Davor bangt mir gar nicht. Ich kenne ja die Frau seit fünfzehn Jahren, war auf ihrer Hochzeit und weiß, daß sie ihre Stellung in meinem Hause auf's Laktvollste einrichten wird. Wenn Du sie kennen gelernt haben wirst, Ruthorth, bezweifle ich nicht, daß ich Recht von Dir erhalte. Zudem muß ich mich ihrer annehmen.“

„Da Du so bestimmt in Deinem Entschlusse bist,“ antwortete Ruthorth darauf mit guter Laune, „ist es freilich rathsam, sich von vornherein auf einen guten Fuß mit der Dame zu stellen. Sie wird ja nun doch das Regiment im Hause führen.“

„Es ist ein sanftes Weib,“ benahm Meubring diesen Worten ihren versteckten Argwohn. „Das Unglück hat die arme Frau genug in ihrem Leben heimgesucht.“

„Nun, es sei fern von mir, Pfarrer, Dir Dein gutes Werk an ihr verleiden zu wollen. Die Mädchen werden schon anderen Sinnes werden und mich wird sie doch auch nicht aus meiner Hausfreundstellung bei Euch treiben. Was hat sie denn für Unglück gehabt? In ihrer Ehe?“

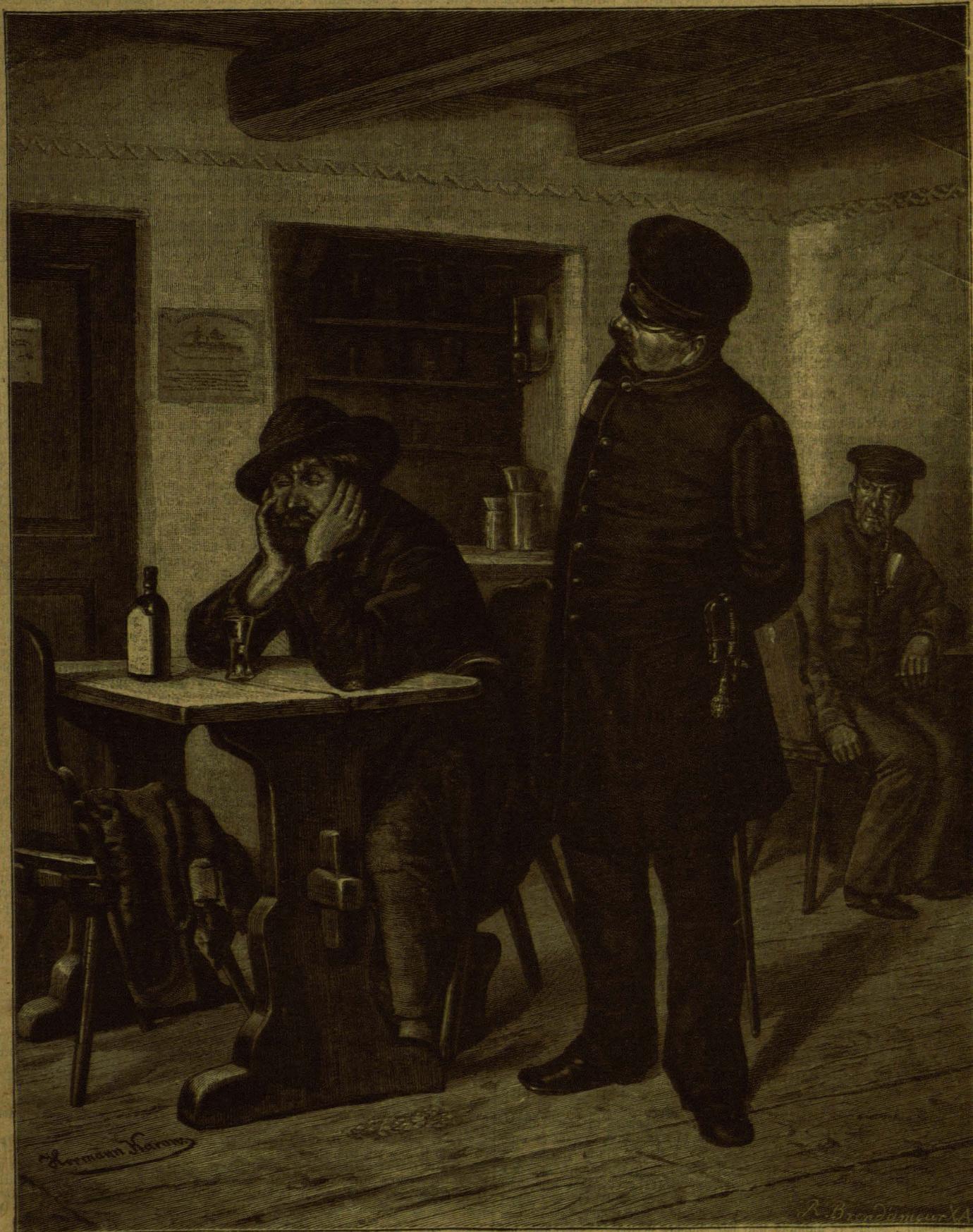
„Ja, und dennoch war ihr Mann der beste Mensch von der Welt. Er hat mit mir zusammen studirt, wir waren uns gut wie Brüder und wohnten als Studenten Jahr und Tag zusammen. Dann kam er nach der Hauptstadt, und der bald erfolgte Tod seines Vaters machte ihn zu einem wohlhabenden Manne. Leider, muß man wohl sagen, denn fortan bekümmerte er sich nicht mehr darum, in ein Amt zu gelangen, sondern hing der wahnwitzigen Leidenschaft nach, ein großer Dichter zu werden. Er schrieb Tragödien in griechischem Styl, und obwohl keine Bühne jemals eine derselben aufführte, kein Buchhändler eine davon in Verlag nehmen wollte, ließ er nicht ab von dem Glauben, doch einmal zu Ruhm und Anerkennung damit zu kommen. Aber was interessirt Dich dies?“ wollte der Pfarrer abbrechen.

„Warum nicht?“ erwiderte Ruthorth. „Erzähle nur weiter! Man

vernimmt doch gern die Geschichte Derjenigen, mit denen man zusammengeführt werden soll. Dein Freund, dieser unglückliche Dichter, hieß also Asmus, schließe ich."

Neubring nickte.

"Ein phantastischer, unpraktischer Mensch," fuhr er fort, "den ich, wie viel ich mir auch Mühe gab, und trotz seiner Freundschaft an mir,



Verdächtig. Nach einem Gemälde von Hermann Karow. (S. 28.)

nicht von seiner Leidenschaft zu heilen vermochte. Er besaß ein nur schwaches Talent und wähnte doch, ein Genie zu sein. Das konnte man ihm nicht nehmen."

"Und seine Frau?"

"Er lernte sie in einer Familie kennen, als er eben das Vermögen geerbt hatte. Sie war arm, vielmehr ihre Eltern waren durch den Bankrott des Geschäfts um ihre einstige Wohlhabenheit gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Nebenmonde. (Mit Bild auf Seite 26) — Durch die Brechung des Mondlichtes in Eisnadeln, welche in der Luft schwimmen, entsteht namentlich in den Regionen des höheren Nordens häufig das interessante Phänomen der sogenannten Nebenmonde, die meist mit horizontalen, vertikalen oder schief liegenden Kreisen verbunden sind. Welche auffallenden Erscheinungen dabei mitunter zu Tage treten, zeigt unsere Illustration auf Seite 26, welche Nebenmonde darstellt, die vor einiger Zeit von 8 bis 10 Uhr Abends zu Denver (Colorado) beobachtet wurden. Dem Mond zunächst standen zwei farbige Nebenmonde, während zwei entferntere ein mattes weißes Licht zeigten. In gleicher Entfernung mit den farbigen Nebenmonden umgab den Mond ein farbiger Ring; der außerdem sichtbare innerste Kreis um denselben gehört in die Kategorie der sogenannten Hölle, die bei gewissen Zuständen der Atmosphäre den Mond umgeben. Außerdem bildete sich noch innerhalb des großen Bogens, gleichweit vom Monde und der Peripherie des Lichtbogens gelegen, ein sichel-förmiger Lichtkreis. Das Wetter war sehr kalt, und nach dem Phänomen der Himmel wolkenlos und die Luft völlig klar.

Verdächtig. (Mit Bild auf Seite 27.) — In das Gastzimmer einer Aneipe seines Reviers ist jochen der Polizeiwachtmeister eingetreten, um darin Umschau zu halten. An dem einen Tische sitzt ein biederer Handwerker, an dem anderen aber eine Gestalt, die sofort die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich lenkt. Es ist augenscheinlich ein Stromer schlimmster Sorte, der mit halbgeschlossenen Augen stumpfsinnig vor sich hinsarrt und nur ab und zu einen Zug aus dem Glase thut, das er dann aus der vor ihm stehenden Schnapsflasche immer wieder füllt. Weise tritt, wie wir es auf dem Holzschnitte Seite 27 (nach einem Gemälde von Hermann Karow) sehen, der Polizeibeamte näher, um diesen zweifelhaften „Staatsbürger“ etwas näher in's Auge zu fassen. „Verdächtig, sehr verdächtig!“ glauben wir ihn murmeln zu hören, und im nächsten Augenblicke wird er den gewiß nicht angenehm überraschten Wagaubunden einem scharfen Verhör in Bezug auf seine Legitimationspapiere u. s. w. unterwerfen.

Albrecht v. Haller's seltsamer Sohn.

— Im Jahr 1781 wurde zu Avignon ein Herr v. Haller, Offizier in einem Schweizer-Regiment, im Zweikampf von einem Herrn v. Gelach erschossen. Er war der zweite, aber höchst sonderlingsmäßige Sohn eines genialen Vaters, des berühmten Naturforschers, Arztes und Dichters Albrecht v. Haller, mit dem er bis zu dessen Tode in einem ganz sonderbaren Verhältnis stand. Als der Sohn nämlich, zu männlichen Jahren gelangt, sich noch immer von der väterlichen Nachvollkommenheit eingeschränkt und wiederholt Vorwürfe wegen ercentrischen Verhaltens über sich ergehen sah, erklärte er dem Vater, daß er dieses Recht fortan nicht mehr anerkenne und durch Rückzahlung aller für ihn gemachten Ausgaben demselben selbst das Recht, sich über Undankbarkeit zu beklagen, nehmen werde. In der That ersetzte er dem Vater, nach sorgfältig angestellter Berechnung, den ganzen während seines Lebens für ihn gemachten Aufwand, sogar die Kosten der Taufe, des Taufschmauses und der Hebamme, bis der Vater selbst erklären mußte, daß der Sohn ihm jetzt an Geld und Geldeswerth nichts mehr schulde. Darauf trat zwischen Beiden wieder das beste Verhältnis ein, und der Sohn besuchte den Vater oft und gern, speiste aber nie bei ihm, ohne die Mahlzeit zu bezahlen. Dabei war er ein junger Mann, der die glücklichsten Naturgaben mit dem menschenfreundlichsten und offensten Charakter verband; von hinreißender Anmuth im Umgang, voll dringlicher Launen, aber unbiegiam störrisch, wenn ihn die Stimmung dazu ankam. Er spielte lähn und glücklich; seine Hauptleidenschaft war aber das Reisen. Immer reiste er zu Fuß, mit zwei Hemden, Kamm und Bürsten als einzigem Gepäc. Keinem Hindernis, das ihm die Natur entgegensetzte, wich er aus, überkletterte die Berge, durchschwamm Ströme und Seen, hieb sich einen Weg durch jedes Dichtel. Seine Kühnheit und Willensstärke war durch nichts zu erschüttern. Er wäre sicher einer der außerordentlichsten Menschen geworden, hätte er gelebt — sich selbst zu beherrschen!

Sonderbare Belohnung. — Bekannt ist es, daß es in dem Tabak-Collegium Friedrich Wilhelm's I. nicht besonders zart zugeht, doch kam es auch bisweilen insolge dessen zu offenem Gelat. So hatte an einem Abende der Oberst v. Jürgas mit seinem doch recht ärmlichen Wissen renommirt, was der König, der bekanntlich kein Freund der „Federtücher“ war, ihm sehr übel nahm, und ihm schließlich mit einem: „Und Er ist doch ein Esel!“ das Wort abschnitt. Der stark angegrunkene Oberst antwortete dem König: „Das sagt ein Hundstott!“, womit er aufstand und das Zimmer verließ. Toddensille lag nach diesem Vorfalle über der sonst so lachlustigen Gesellschaft. Der König stand endlich auf und bat den alten Feldmarschall Mollendorf, dem Oberst v. Jürgas eine Forderung auf Degen von ihm zu überbringen. Er sei ein Offizier wie jeder Andere und eine solche Beleidigung lasse sich nur mit Blut abwäshen. Die Anwesenden stellten dem zornigen König vor, daß er nicht allein Offizier, sondern auch Regent sei, und das müsse ihn hindern, sich zu schlagen, wolle er nicht die Pflichten eines Königs gegen seinen Staat verletzen. Dies schlug du. ch

„Aber wie bekomme ich Gemüthung für die Beleidigung?“ fragte der König. Um ihn zu beruhigen, schlugen die jüngeren Offiziere ein Duell durch einen Stellvertreter vor, und loosten um die Ehre, des Königs Sache auszuhechten zu dürfen. Es traf den Major v. Einfiel und dieser schlug sich mit dem Oberst v. Jürgas hinter dem Paradeplatze von Potsdam, leider aber mit solchem Mißerfolg, daß er am Arme eine Wessur davontrug. Der König sah seinen Stellvertreter nach einigen Tagen zum ersten Male in der Kaserne wieder, wie derselbe gerade einen der neuen Tornister des Garderegiments anprobirte. „Na,“ frug der König, „würdest Ihr wohl mit dem Dinge über die Straße gehen, wenn es voll von preussischen Thälern wäre?“ Als der Major dies bejahte, füllte Friedrich Wilhelm eigenhändig den Tornister mit Thälern aus der Regimentskasse, half dem Major es umhängen und kommandirte: „Rechtsum kehrt! Marsch!“ und der Major marschirte mit seinen Thälern nach Hause. D.

Die Distel ist bekanntlich Schottlands National-Emblem. Ueber den Grund, weshalb sie das geworden, erzählt ein englisches Blatt: Während eines Raubzuges, den die Dänen im 9. Jahrhundert in Schottland machten, wollten sie die ihnen entgegengesandten schottischen Truppen überfallen. Es wurde daher beschlossen, barfuß zu marschiren, damit dertritt der Krieger nicht gehört werde. Schweigend nahen die Dänen dem schottischen Lager; in wenigen Minuten würde die Ueberrumpelung gelungen gewesen sein, plötzlich aber ertönte ein lauter Schmerzensschrei durch die Luft, der die Schotten aufschreckte. Sie sprangen von ihren Lagerstätten auf, griffen zu den Waffen, stürzten sich auf den Feind und besiegten ihn nach großem Gemehel. Der Schrei, der sie geweckt, rührte von einem dänischen Soldaten her, der mit seinen bloßen Füßen auf eine Distel getreten, und seit der Zeit betrachten die Schotten die Distel als ihr National-Emblem. [R.]

Man muß sich nur zu helfen wissen.

— In einem Kaffeehaus sahen zwei Freunde beim Kartenspiel, als sich hinter dem Rücken eines Jeden ein anderer Gast postirte, den Spielern in die Karten aucte und sich durch Bemerkungen über das Wenn und Aber des Gewinnes lästig machte. Die unberusene Einmischung wurde dem Einen der Spieler bald unausstehlich. Sich zu seinem Hintermann umwendend, erhob er sich von seinem Sitze und sagte: „Ich muß für einige Minuten hinausgehen, würden Sie vielleicht die Güte haben, einzuweilen für mich zu spielen?“ — „Mit Vergnügen!“ — Jener geht und dieser rückt an seine Stelle. Kaum aber war das Spiel im Gang, als ein Kellner zu dem zurückgebliebenen Partner herantrat und ihn ersuchte, auf einen Augenblick in's Nebenzimmer zu kommen, da ihn dort ein Herr zu sprechen wünsche. Dieser steht nun ebenfalls auf und oitert seinen Hintermann, einzuweilen die Parthie für ihn zu übernehmen. Das Spiel geht also ungestört weiter und eine Parthie folgt der andern; die eigentlichen Spieler aber lassen sich nicht wieder blicken. Eine Stunde mochte vergangen sein, als der Eine der Stellvertreter doch eine Pause vorschlägt, um nach den Ausbleibenden sich umzusehen. Er geht in's Nebenzimmer, um den Kellner nach denselben zu fragen, hier aber, was sieht er? An einem Ectischchen sitzen die beiden Freunde einander gegenüber und spielen gemüthlich ihre Parthien, jedoch ohne Hintermänner. [L.]

Ein Sonntagsreiter.

— „Morgen mache ich auf jeden Fall einen Ritt,“ versicherte ein Commis an Sonnabend seinem Prinzipal. — „Dreh n Sie's lieber um,“ lächelte dieser, der des jungen Mannes Reitkunst kannte, „und sagen Sie: Morgen mache ich auf jeden Ritt einen Fall.“ [S.]

Charade.

Die Erste ist ein Körpertheil, leiht gern dem Schwachen seine Kraft!
Die Zweite ist ein Körpertheil, der Sitz von Lieb' und Leidenschaft.
Die driten Theile brauchst Du stets, wenn Dich des Ganzen Kraft erstreut,
Die mancher Vogel an der Wand und mancher in den Lüften fliehet.

Auflösung folgt in Nr. 8. Gustav Haller.

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sind 10 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, je eine Stippflanze ergeben:

a, a, au, au, ce, ci, e, ed, eu, fri, ge, gelb, he, licht, mi, na, ni, od, par, phi, rt, so, si, so, th, wal, win, zi, zo.

1) Ein weiblicher Vorname. 2) Eine Pflanze. 3) Ein männlicher Vorname. 4) Ein berühmter Römer. 5) Ein griechischer Dichter. 6) Ein Territorium in Nordamerika. 7) Eine Oper. 8) Eine Landschaft in Italien. 9) Ein weiblicher Name. 10) Eine Farbe.

Auflösung folgt in Nr. 8. U. Wid.

Auflösung der Charade in Nr. 6: Ballenfein.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei des „Südungarischen Lloyd“. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.